

Tom McCarthy · *Satin Island*



Tom McCarthy

**SATIN  
ISLAND**

Roman

Aus dem Englischen  
von Thomas Melle

Deutsche Verlags-Anstalt



Für Matt Parker



*Äußerlich, wie den Schrei der Weite,  
nimmt der Reisende den Notruf der Lokomotive  
wahr. »Gewiß«, überzeugt er sich: »es geht durch einen  
Tunnel – die Epoche – den langen, letzten, hinkriechend  
unter der Stadt vor dem allmächtigen Bahnhof  
des krönenden reinen Zentralpalasts.«*

Mallarmé





# 1.

**1.1** In Turin wird das berühmte Grabtuch aufbewahrt, das einen Abdruck der Leiche Christi nach der Kreuzigung zeigt: auf dem Rücken liegend, die Hände über dem Geschlecht verschränkt, die Augen geschlossen, der Kopf dornengekrönt. Allerdings ist das Bild auf dem bloßen Leinen kaum erkennbar. Es tauchte erst im späten neunzehnten Jahrhundert auf, als ein Amateurfotograf sich das Negativ einer Aufnahme des Objekts ansah und die Gestalt bemerkte – blass und verblichen, aber dennoch da. Nur im Negativ: Das Negativ wurde zum Positiv, was bedeutet, dass das Leichentuch selbst faktisch schon ein Negativ war. Einige Jahrzehnte später, als das Alter des Leichentuchs qua Radiokarbonmethode bestimmt worden war, stellte sich heraus, dass es frühestens aus dem mittleren dreizehnten Jahrhundert stammen konnte; aber das störte die Gläubigen nicht. So etwas stört sie nie. Die Leute brauchen ihre Gründungsmythen, brauchen irgendeinen Stempel aus dem Jahre null, einen Bolzen, der das Gerüst absichert, welches die gesamte Architektur der Realität, der Zeit zusammenhält: Gedächtniskammern und Vergessenheitskeller, Mauern

zwischen den Epochen, Korridore, die uns endzeitwärts fegen, in Richtung dessen, was da kommen mag. Wir sehen die Dinge verhangen, wie durch einen Schleier, einen verpixelten Bildschirm. Wenn das amorphe Plasma an Form und Schärfe gewinnt, wie ein Fisch, der sich uns durch trübes Wasser nähert, oder wie ein Bild, das aus dem giftigen Sud in einer Dunkelkammer hervortritt, wenn es zu einer Gestalt zusammenfließt, die erkennbar, wiewohl verschlüsselt ist, dann können wir sagen: *Da ist es, es regt, nähert sich*, selbst wenn es in Wirklichkeit nichts ist, selbst wenn es nur Tintenkleckse sind.

**1.2** Vor ein paar Jahren saß ich abends einmal in Turin fest. Nicht in der Stadt, aber am Flughafen: Torino-Caselle. Viele andere saßen ebenfalls fest: Es gingen keine Flüge mehr. Der Satz »Durchsage beachten« multiplizierte sich, stapelte sich in Spalten auf den Anzeigetafeln, abwechselnd auf Englisch und Italienisch. Die Verspätung wurde von einem fehlgeleiteten devianten Flugzeug verursacht, irgendeinem Privatjet, der in idiosynkratischen Mustern über Südenland und dem Kanal herumflog und alle Anweisungen ignorierte, was dazu führte, dass kein anderes Flugzeug in diesen Korridor eindringen durfte; was sich wiederum, aufgrund der Abfolge von Änderungen und Verschiebungen und Umleitungen, zu einer riesigen Verspätungswolke über Europa ausweitete. Also saß ich wie die anderen an meinem Laptop und durchsiebte die Seiten von Fluggesellschaften und Flughäfen, um Aufklärung über die verfahrenere Situation zu erhalten – und mich dann, als diese Möglichkeiten

ausgereizt waren, durch Nachrichtenportale und soziale Netzwerke zu klicken, durch Flure aus Belanglosigkeiten zu mäandern und generell einfach die Zeit totzuschlagen.

**1.3** Da las ich über das Leichentuch. Als ich damit fertig war, fing ich an, über Drehkreuze zu lesen. Torino-Caselle ist ein Luftverkehrsdrehkreuz. Es gab eine Page auf der Website, auf der erklärt wurde, was das war. Luftverkehrsdrehkreuze sind mehr Übergangspunkte als Zielorte. Die Webpage zeigte das Diagramm eines rahmenlosen Rads mit Speichen verschiedener Längen, die alle zum Zentrum führten, sodass Verkehr zwischen jeglichen zwei Punkten auf der Radoberfläche möglich war, obwohl keine direkte Linie sie verband. Es sah, mit all den hervorstehenden Zacken, wie die Dornenkrone Jesu aus. Ein Link brachte mich auf eine externe Seite, auf der erklärt wurde, wie das Drehkreuzmodell in verschiedenen Bereichen von der Verfrachtung bis zum dezentralisierten Rechnen zum Einsatz kam. Dann las ich über Flansche, Zahnkränze und Kugellager beim Fahrradbau. Dann klickte ich auf *Freilaufnabe*. Diese verbanden Kerbverzahnungen – Paarfunktionen für rotierende Elemente – mit einem Sperrklinkenmechanismus, der in die Nabe selbst eingebaut war (anstatt daneben oder darauf wie in vorherigen Modellen ohne Freilaufnabe) und dessen temporäres Ausrasten den Leerlauf ermöglichte.

**1.4** Zu einem disparaten Soundtrack aus geloopten, aufgezeichneten Nachrichten und Glockentönen, dazu der Melodie des auf Kundschaft wartenden Spielautomaten, Gesprächsfetzen anderer Leute und dem schwankenden, unregelmäßigen Zischen, leiser oder lauter, der Dampfarme an den Kaffeemaschinen in den espressobars, die übers Terminal verstreut waren, kam mir eine Erinnerung: wie ich als Kind im Leerlauf einen Berg hinunterfuhr, auf meinem zweiten Rad. Es war keine bestimmte Erinnerung des Hinunterfahrens an diesem oder jenem Tag: eher eine allgemeine Erinnerung, in der Hunderte von Abfahrten, die über einen Zeitraum von zwei oder drei Jahren stattgefunden hatten, zu einer einzigen verschmolzen. Während mein erstes Rad eine Rücktrittbremse hatte, die durch die Pedale aktiviert wurde, erlaubte dieses Rad dank einer Handbremse auch das Rückwärtstreten. Das war mir, erinnerte ich mich, fast schon wie ein Wunder vorgekommen. Dass man in die eine Richtung fahren konnte, während man das Pedal in die gegenläufige Richtung rotieren ließ, widersprach meinem gerade erst flügge werdenden Verständnis nicht nur von Bewegung, sondern auch von Zeit – als ob auch diese im Kern mit einem Gegenstrom abgeschnürt werden könnte. Immer wenn ich im Rückwärtstritt den Berg hinuntersauste, spürte ich ein Hoch-, aber auch ein Schwindelgefühl – ein Schwindelgefühl, das von einer leichten Übelkeit eingefärbt war. Es war kein durchweg angenehmes Gefühl. Die Erinnerung an das Manöver reproduzierte nun – im überfüllten Terminal, in meinem Kopf und meinem Bauch – dieselbe unbehagliche Empfindung, nicht im Gleichklang, nicht im Gleichgewicht zu sein.

**1.5** Um mich und meinen Bildschirm herum: weitere Bildschirme, von anderen Laptops, Handys, Fernsehern. Über Letztere liefen Ticker mit Texten, die ebenfalls die Verspätung thematisierten, in die ich geraten war. Hinter den Tickern waren Nachrichtenbilder zu sehen. Ein Bildschirm zeigte die Höhepunkte eines Fußballspiels. Ein anderer zeigte die Folgen eines Autobombenanschlags auf einem Marktplatz im Mittleren Osten, die Sorte Szene, die man immer in solchen Berichten sieht: Hysterische, blutbespritzte Menschen laufen schreiend herum. Einer dieser Menschen, ein Mann, der geradewegs in die Kamera blickte, während er auf sie zulief, trug ein T-Shirt, auf dem Snoopy abgebildet war, wie er auf dem Dach seiner Hundehütte faulenzte, während das Wort *Perfection* in der Luft über ihm schwebte. Dann ging die Szene in eine Ölkatastrophe über, die an diesem Morgen irgendwo auf der Erde passiert war, oder in der Nacht zuvor: Luftaufnahmen einer havarierten Plattform vor der Küste, um die eine große, dunkle Wasserblume blühte; weiß gefederte Seevögel, die aus der Luft sowie vom Boden aus gefilmt wurden und auf unberührten, schneeigen Küstenstreifen umherschwirrten, nichts von der schwarzen Flut ahnend, die sich langsam auf sie zubewegte; schließlich der Bösewicht des Beitrags, von einem Unterwasserroboter aufgenommen, ein defektes Rohr, das seine endlose Ladung in den Ozean ergoss.

**1.6** Mein Telefon piepste und vibrierte in der Jackettasche. Ich holte es hervor und las die Nachricht, die ich erhalten hatte. Sie war von Peyman. Peyman war mein Chef.

Dort stand: Wir haben gewonnen. Mehr nicht. Zwei Jungen rannten an mir vorbei; einer stürzte hin; sein Bruder blieb abrupt stehen, ging ein paar Schritte zurück und zog ihn schroff wieder auf die Füße; sie liefen weiter. Ich blickte erneut auf den Fernsehschirm, auf dem das Fußballspiel gezeigt wurde. Das Tor, das ich einen Augenblick zuvor gesehen hatte, wurde in Zeitlupe wiederholt. Die Flugbahn des Balls, der Bogen, dem er folgte, während er an den Köpfen der Verteidiger und den Händen des Torwarts vorbeiflog, der Backspin seiner Achtecke und Sterne, die plötzliche Wölbung und Eruption der engen Maschen im Netz, als der Ball einschlug – diese Sequenz passte nun zu den Worten, die Peyman mir geschickt hatte: Wir haben gewonnen. Ich blickte auf die obere Ecke des Bildschirms, wo der Spielstand angezeigt wurde, um zu erkennen, welche Mannschaften dort spielten. Barcelona und Bayern München. Ich schrieb ihm zurück: Wer hat was gewonnen? Firma hat Projektauftrag bekommen, antwortete er dreißig Sekunden später. Das wiederum verstand ich. Die Firma war unsere Firma, Peymans Firma, die Firma, für die ich arbeitete. Das Projekt war das Koob-Sassen-Projekt; wir waren nun schon eine Weile hinter dem Auftrag her. Gut, schrieb ich. Die Antwort kam diesmal noch schneller: Gut? Das ist alles? Ich überlegte ein paar Sekunden, schickte dann eine neue Nachricht los: Sehr gut. Seine nächste SMS überkreuzte sich mit der meinen: Steckst du noch immer fest? Ich bejahte. Ich auch, setzte mich Peymann schließlich in Kenntnis; in Wien. Komm morgen früh in mein Büro. Dann traf eine Nachricht von Tapio ein. Tapio war Peymans Assistent. Firma hat KSP-Auftrag bekommen, stand da. Dann folgten

zwei weitere Nachrichten von anderen Kollegen rasch hintereinander, beide desselben Inhalts. Die Bilder des Fußballspiels, das ich zufällig gesehen hatte, wirkten noch in mir nach, nachdem ich die Nachrichten gelesen hatte; und so schien es mir, als ob Bayerns Stürmer, der vor Freude in Richtung der Tribüne brüllte, nicht seiner Mannschaft oder seinen Fans zujubelte, sondern uns; und es kam mir sogar so vor, als ob das Opfer mit dem Snoopy-T-Shirt, während es schreiend auf die Kamera zulief, die Neuigkeit ebenfalls feierte: als ob er auf seinem zerbombten Markt mit dem mustergültig verbogenen Metall und dem Blut niemanden anders feierte als uns.

**1.7** Jetzt begann mein Laptop zu klingeln: Jemand rief mich über Skype an. *JoanofArc*, meldete die Anruferbox. Ich erkannte den Nickname wieder: Er gehörte zu einer Frau namens Madison, die ich zwei Monate zuvor in Budapest kennengelernt hatte. Ich drückte auf Annehmen. Kannst du mich hören?, fragte Madisons Stimme. Ich bejahte. Schalt deine Kamera ein, wies die Stimme mich an. Ich tat es. Madison erschien im selben Moment. Sie fragte mich, wo ich war. Ich sagte es ihr. Sie erzählte mir, dass sie auch schon einmal in Torino-Caselle gewesen sei, 2001. Was hat dich hierhin verschlagen?, fragte ich sie, doch meine Frage schien in der Übertragung verloren gegangen zu sein; sie beantwortete sie jedenfalls nicht. Stattdessen fragte sie, wann ich zurück in London sein würde. Ihr Gesicht auf dem Bildschirm glitt in kleinen Bewegungskaskaden von einem Stillstand in den nächsten. Ich weiß nicht, sagte ich. Ich rief die Nach-

richtenseite auf, während ich mit ihr sprach. Die Luftraumsperrre war halb aufgehoben, hieß es, daneben die Meldung des Bombenanschlags auf dem Markt, in derselben Schriftgröße. Darüber, etwas größer, die Ölkatastrophe, mit einer Fotosequenz, auf der Schlepper und ölbedeckte Männer zu sehen waren, die mit Greifzügen und Ankerwinden rangen, und schwarz umrandete, entlegene Inseln, dazu die riesige Ölblume, und so weiter. Der Cutter hatte einen Überblendungseffekt gewählt, um die Aufnahmen ineinander übergehen zu lassen, und nicht die abruptere Form einer Abfolge, die an alte Diashows erinnert. Es kam mir wie die richtige Effektwahl vor, vom ästhetischen Standpunkt aus gesehen.

**1.8** Die Jungen von vorhin rannten an mir vorbei. Erneut rutschte der kleinere aus; es musste der Winkel sein, in dem der Boden die Sitzreihe abrundete – das und die Tatsache, dass der Boden poliert war. Erneut zog sein Bruder (wenn es sein Bruder war) ihn hoch, und sie liefen weiter. Madison fragte mich noch einmal, wann ich zurück sein würde. Sie sagte, sie bräuchte ethnologische Zuwendung. Wie das?, fragte ich und schob ihr Fenster wieder zurück über die Nachrichtenseite. Mir fehlt, hob sie an – aber genau jetzt versagte der Ton. Auch ihr Gesicht fror mitten im Satz ein. Ihr Mund stand in einer asymmetrischen, sabbernden Weise offen, als ob sie nach einem Hirnschlag die Kontrolle über ihre Muskeln verloren hätte; die Augen waren nach oben gerollt, sodass die Pupillen von den Lidern halb verdeckt blieben. Ein kleiner Kreis drehte sich vor ihr, um das Buffern anzuzeigen. Mein Bildschirm blieb für eine sehr lange



Zeit so, während ich auf ihn starrte und darauf wartete, dass das Buffern zu Ende ginge. Das tat es nicht: Stattdessen ersetzte eine *Anruf beendet*-Anzeige sowohl Gesicht als auch Kreis.

**1.9** Ich blickte auf und im Terminal herum. Leute, die sich nicht durch ihre Telefone und Laptops klickten und scrollten wie ich, berührten vorsichtig die Luxusartikel, die überall um uns herum aufgestapelt waren. Die wertvolleren Artikel wurden hinter polierten Glasplatten aufbewahrt, deren Oberflächen andere Oberflächen in der Lounge reflektierten, sodass die Szenerie des Bombenanschlags sich über dem Muster eines Schals abspielte und Öl auf das Ziffernblatt einer Uhr floss, immer wieder. Die Überlappung dieser verschiedenen Elemente und der dadurch entstandene Collageneffekt blieben konstant – doch änderte sich, da die Stunden voranschritten, die Gewichtung der Mixtur. Die Luxusartikel und ihre Etais blieben natürlich so, wie sie waren – aber nach und nach verblassten die Fußballhöhepunkte und die Autobombenszene, die Clips von ihnen wurden kürzer und seltener; während im Gegenzug der Ölkatastrophe mehr und mehr Sendezeit eingeräumt wurde. Offensichtlich war es eine große Katastrophe. Um Mitternacht tauchten die ölverklebten Männer, die ich auf den Fotos der Nachrichtenseiten gesehen hatte, auch auf den Flughafenbildschirmen auf – jetzt bewegten sie sich, legten umhertreibende Ölsperren aus, versuchten, ohne erkennbaren Erfolg, die Öllache auf dem Wasser in Schach zu halten und einzupferchen, während sie sich weiter verzweigte und

drehte und ausbreitete. Sie sahen wie entmutigte, abgeworfene Cowboys aus, deren schwarzes Vieh, allein durch seine schiere Masse und Umfang, gemeutert hatte, wild herum lief, unkontrollierbar geworden war. Andere Ausschnitte zeigten einfach ölgesättigtes Wasser, dunkel und behäbig. Es schien sich zu bewegen, anzuschwellen, dem Höchststand entgegen, und zwar zugleich langsamer und schneller, als Wasser dies für gewöhnlich tut – als ob es, genau wie das geschossene Tor, das sich nun auf einen einzigen Monitor in einer Sportbar zurückgezogen hatte, mit hochwertigen Zeitlupenkameras gefilmt worden sei, die Sorte, die jeden einzelnen Frame scharf vergrößert, jeden einzelnen Moment aus dem gesamten Fluss heraushebt, um ihn gleichzeitig wieder dorthin zu entlassen. Ich fand diese Dynamik faszinierend. Stunde um Stunde verfolgte ich die Bilder, mein Kopf rotierte mit ihnen, während sie sich von Bildschirm zu Bildschirm fortpflanzten.

**1.10** Der Mann, der neben mir saß und dem die konzentrierte Andacht, mit der ich mich den Bildern widmete, aufgefallen war, versuchte dann, ein Gespräch in Gang zu bringen. Mit spöttischer Missbilligung tat er in Richtung der Bilder die Meinung kund, das sei eine Tragödie. Natürlich war es genau dieses Wort, das er gebrauchte: *Tragödie* – ganz wie ein Fernsehexperte. Ich musterte ihn von oben bis unten, scannte seine Erscheinung. Er trug einen Anzug, hatte aber seine Krawatte ausgezogen und sie, gefaltet, auf einen Rollkoffer gelegt, der neben ihm stand. Er sprach mich auf Englisch an, aber sein Akzent war europäisch: weder franzö-

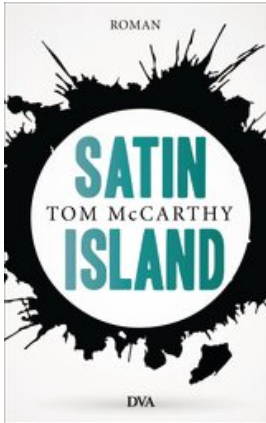
sisch noch holländisch noch deutsch, sondern ein Mischmasch aus alledem und mehr, überlagert von falschem BWL-Amerikanisch. Zunächst antwortete ich nicht. Als ich es dann doch tat, erzählte ich ihm, dass das Wort *Tragödie* von dem altgriechischen Brauch abstamme, ein Schaf, ein *tragos* – meist ein schwarzes –, als Opfergabe auszusetzen, um für die Sünden einer Stadt zu büßen. Er wandte sich wieder dem Bildschirm zu und betrachtete ihn eine Zeit lang mit mir, als ob diese gemeinsame Tätigkeit nun Teil unseres Dialogs wäre, oder unserer neuen Freundschaft. Aber ich konnte seinen Ärger darüber spüren, nicht die Antwort erhalten zu haben, die er erwartet hatte. Ein paar Minuten später stand er auf, schnappte sich den Griff des Koffers, auf dem seine Krawatte ruhte, und ging davon.

**1.11** Ich für meinen Teil blieb sitzen und sah die Bohrinself krängen, die kaputte Leitung speien, die Vögel herumflattern, die Ölblume ihre Blütenblätter entfalten, das dunkle Wasser auf den Höchststand anschwellen, immer wieder. Ich sah dem Ganzen, wie ich schon sagte, stundenlang zu; wenn kein öffentlicher Bildschirm die Szenen zeigte, verfolgte ich sie erst auf dem einen, dann auf einem anderen meiner privaten Bildschirme. Sie vereinnahmten mich völlig, bis der Luftraum in den frühen Morgenstunden wieder freigegeben und mein Flug ausgerufen wurde. Doch verließen sie mich auch dann nicht. Als ich schließlich in der Luft war und, den Kopf platt gegen das Fenster gedrückt, in einen körnigen und gesprenkelten Schlaf hinüberglied, schien tatsächlich Öl in den Wolkenfetzen zu kleben, die von den

Flügelstrahlern beleuchtet wurden: Es schien in ihrer Masse zu lauern, sie aufzublähen, wie von ihnen absorbiert, und schien auch aus ihnen zu sickern, in Klümpchen und Globuli, die auf den Rändern schwebten, in den Falten und Spalten hockten wie unzählige verrußte Cherubim.

# 2.

**2.1** Ich? Nennt mich U. Es steht nicht in meiner Absicht, hier über das Koob-Sassen-Projekt zu schreiben – eine Exegese, einen Überblick zu liefern, oder was auch immer. Dafür gibt es gesetzliche Gründe: Unterabschnitte von Verträgen, die in Schubladen von Aktenschränken liegen, welche ich mir (vielleicht nicht unabhängig von meiner Wahrnehmung des Projektes selbst) immer als aus einem glatten, postmetallischen Material gefertigt vorstelle, sagen wir Epoxid oder Kevlar, obwohl sie in Wirklichkeit auch aus Aluminium, Holz oder Faserplatte etc. sein könnten; Vertragsklauseln, die kommerzielle, staatliche und andere, eine Ebene darüber liegende Vertraulichkeiten betreffen; Verbote aller theoretisch möglichen Arten von Offenlegung. Doch selbst wenn es diese Verbote nicht gäbe, würde es Sie überhaupt interessieren? Es ist, wird mir klar, in der allgemeinen Hierarchie der Dinge doch ein eher langweiliges Thema. Verstehen Sie mich nicht falsch: Das Projekt war wichtig. Es wird unmittelbare Folgen für Sie gehabt haben; tatsächlich gibt es wohl nicht einen einzigen Bereich Ihres alltäglichen Lebens, den es nicht, auf die eine oder andere



Tom McCarthy

**Satin Island**

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 12,5 x 20,0 cm  
ISBN: 978-3-421-04718-2

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: März 2016

"Ein glanzvolles Stück Literatur, das steht fest!" (The Sunday Times)

U., der sich selbst »Firmenanthropologe« nennt, erhält den Auftrag, den Großen Bericht zu schreiben, ein universales ethnografisches Dokument, das unser gesamtes Zeitalter zusammenfasst. Doch schnell fühlt er sich überwältigt von der schieren Datenmenge und der augenscheinlichen Unmöglichkeit, das Vorgefundene in eine irgendwie geartete, sinnstiftende Erzählung zu übersetzen. Als er sich zu fragen beginnt, ob sein Vorhaben überhaupt gelingen kann, verändert ein Traum von einer apokalyptischen Stadtlandschaft, in deren Mitte eine gigantische Müllverbrennungsanlage thront, seine Wahrnehmung.

Auf eine Art, wie nur er es kann, fängt Tom McCarthy ein, wie wir unsere Welt erleben, wie wir versuchen, ihr einen Sinn zuzusprechen und die Erzählung, die wir für unser Leben halten, zu erkennen. Ein beunruhigender Roman, der verspricht, das erste und letzte Wort über die Zeit zu formulieren, in der wir uns bewegen – sei sie modern, postmodern oder welches Label auch immer wir ihr geben wollen.



[Der Titel im Katalog](#)